



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Henrici, Ernst: Deutsche Neger : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Jugend werden nötig werden, wenn die Sozialdemokraten ihren Vorsatz ausführen, sich auf die Fabrikation von Jugendschriften zu verlegen; aber ob damit mehr ausgerichtet sein würde, als mit dem längst gehandhabten Schutze gegen sonstige schlechte Lektüre, das wäre immer noch die Frage. Hoffen wir, daß die von der Parteileitung anzustellenden Dichter recht ungenießbares Zeug schreiben, das wäre der beste Schutz. Eine Presse endlich, die, ohne im Dienste einer Partei zu stehen, belehrend, Verständigung fördernd, die Gegensätze mildernd wirkt, ohne zu ermüden, wird sehr wesentlich dazu beitragen, daß die Ereignisse, wie sie sich auch immer gestalten mögen, einen ungefährlichen Verlauf nehmen.



## Deutsche Neger

Von Ernst Henrici

(Schluß)



n der ursprünglichsten Weise und doch in klarer Weise offenbart sich das Geistesleben der Völker in seiner Sprache: sie allein ist Gemeingut des ganzen Volkes, in ihrer Handhabung tritt auch der geistige Standpunkt des Einzelnen klar hervor. Die Sprache des Ephenvolkes ist grammatisch sehr scharf durchgebildet. Sie bedient sich zur Darstellung der Formen überwiegend hinten angefügter Silben (Suffixe), seltener der Vorsilben (Präfixe). Es giebt in ihr genau dieselben Redeteile, wie in den arischen Sprachen; die Nomina bilden die Mehrzahl stets durch Anhängung von wo, das ursprünglich das persönliche Fürwort sie als Plural ist. Nur der Dahomedialekt bildet den Plural auf le (diese); so heißt z. B. so das Pferd, Plural sowo, im Dahomedialekt sole. Das Zahlensystem ist dekadisch, doch läßt sich aus dem etwas altertümlichen Dahomedialekt noch erkennen, daß in älterer Zeit eine pentadische Grundlage bestand: man zählte also stets nur die fünf Finger einer Hand durch, während das neuere System die zehn Finger beider Hände als Grundlage nimmt. In der Konjugation bestehen vier Zeitformen: Präsens, Perfekt, Futur und ein Aorist, nebst deren Infinitiven, Imperativen und sogar einem Partizip. Kurz, schon die Formenbildung ist reich. Noch weiter aber entfaltet der Sprachgenius seine Kraft im Satzbau. Die Worte haben nicht nur eine kräftige Sinnlichkeit bewahrt, sondern diese Sinnlichkeit wird noch erhöht durch die Fügung der Worte, besonders beim Verbum. Der Epheneger sagt nicht:

„Ich werde die Sache holen,“ sondern: „Ich werde gehen nehmen die Sache kommen.“ Hier offenbart sich die Neigung zu scharf sinnlicher Bezeichnung in der Zerlegung des Verbalbegriffes in seine einzelnen Stufen. Ein andres Beispiel. Wir sagen: „Ich will jetzt gehen,“ der Epheneger: mayi de azo, das heißt wörtlich: „Ich werde gehen, nehmen jetzt.“ Er denkt sich nämlich, daß, wenn er geht, er irgend etwas nehmen müsse, also etwa die Hacke, wenn er zur Feldarbeit geht, den Dolch oder das Gewehr, wenn er über Land will, eine große Toga, wenn er einen Besuch abstattet. Diese Schärfe im Ausdruck der Verbalbegriffe ist das charakteristischste an seiner Sprache, aber, wie man leicht erkennt, auch eine ungeheure Schwierigkeit; denn um diese „Gruppenverben,“ wie ich sie in meinem Lehrbuch der Ephenesprache genannt habe, richtig und dem Herkommen gemäß anzuwenden, muß man das ganze Leben des Volkes mitgemacht, also lange unter ihm gewohnt haben. Menschen, die sich eine solche Sprache geschaffen haben, stehen auf keiner niedrigen Geistesstufe; in der That lernen junge Epheneger, die man in Europa erzieht, leicht und schnell europäische Sitte, wenn auch freilich mehr äußerlich, und Fertigkeit im Handwerk. Aber der Verstand überwiegt bei diesen Völkern gewaltig über das Gemüt und das produktive Denken. Deshalb überflügelt der junge Neger zuerst seinen weißen Schulkameraden weit, besonders in der Mathematik und in den Sprachen. Für die Sprachen ist seine Begabung wahrhaft erstaunlich; Neger, die sieben oder acht Sprachen reden, sind durchaus keine Seltenheit. Kommt es aber auf höhere geistige Auffassung an, so versagt das Negergehirn vollständig. So können z. B. sonst tüchtige Negerköpfe die Vorgänge der Geschichte nicht begreifen; immer wieder werfen sie die Ereignisse durch einander. Auf den Missionschulen findet man in den höhern Klassen höchst interessante Beispiele für den mangelhaften chronologischen Sinn. Den verschiedenen Menschenrassen sind eben verschiedene Geistesgaben zu teil geworden. Aber nicht nur diese, sondern auch die sittlichen Begriffe sind viel mehr Rassen-eigentümlichkeit als anerziehbar; es giebt ohne Zweifel auch Rassenmoralen.

Treten wir den Geisteserzeugnissen des Ephenvolkes näher, so zeigt sich, daß sich das Volk in demselben Sinne schaffend bethätigt hat, wie die verwandten übrigen Negervölker: die Yoruba, die Adanne, die Afante, die Fanti und andre. Geistiges Gemeingut des ganzen Volkes sind außer der Sprache die sehr zahlreichen und zum Teil sehr schönen Sprichwörter. Hier ein paar Proben davon: Der Hahn kräht nicht in der Einöde. Baumäste abhauen, nicht Winde bewegen. Zwei Könige sitzen nicht in der Stadt. Niemand ißt Kaktus. Kleid ist Mensch, Geld ist Mensch. Ein Baum macht nicht den Wald. Der Bucklige schläft nicht auf dem Rücken. Einer erlegt den Elefanten, viele Städte essen davon. Mit dem Stocke, der zur Hand ist, schlägt man nach der Schlange. Wendet der Mensch sich um, sieht er doch nicht, was auf seinem Rücken ist.

Fabeln und Geschichten erzählt das Volk fleißig, doch sind sie mehr ein Besitz einzelner, die sie an schönen Abenden im Hofe am Feuer erzählen. Ein guter Geschichtenerzähler ist immer ein gesuchter Gesellschafter. Zum Theil sind diese Geschichten sehr poetisch; ich lasse hier eine, die ich aus dem Volksmunde niedergeschrieben habe, in deutscher Übersetzung folgen.

„Vor dem Palaste des Königs von Dahome saßen auf einem Baumstamm drei Jünglinge. Da sahen sie drei Jungfrauen aus des Königs Hause gehen, und der eine sagte: »Könnte ich die Jungfrau zur Rechten nur auf einen Monat zur Gattin haben, so wollte ich gerne sterben.« Der zweite sprach: »Könnte ich die Jungfrau zur Linken nur eine Woche zur Gattin haben, so wollte ich auch gerne sterben.« Und der dritte sprach: »Könnte ich die Jungfrau in der Mitte nur drei Nächte haben, so wollte ich gerne sterben.« Sie waren aber alle drei schöne Mädchen. Da hörte der König, was sie gesagt hatten, rief die Jünglinge zu sich und sagte: »Es sei, wie ihr gesagt habt, ihr sollt die Mädchen haben.« Dann ließ er sie ergreifen und ins Gefängnis werfen, und dem ersten gab er sogleich sein Mädchen. Als ein Monat um war, ließ er ihm den Kopf abschlagen. Dann bekam der zweite die von ihm ersehnte Jungfrau, und nach acht Tagen fiel auch sein Kopf. Nun ward dem letzten sein Mädchen ins Gefängnis gegeben. Und da sie den Jüngling lieb gewann, sagte sie in der zweiten Nacht: »Ich habe eine Mutter nicht weit von hier im Dorfe, die ist reich an Perlen und Gold, und wenn wir fliehen, so will ich bei dir bleiben, und an Gold und Perlen und Kauris soll es uns nicht fehlen.« Der Jüngling war erfreut, und sie begannen mit den Händen in die Lehmwand ein Loch zu fragen, aber erst in der dritten Nacht, als alles schlief, öffneten sie es nach außen und krochen hinaus. Dann eilten sie zu des Mädchens Mutter und nahmen Kauris und Perlen mit sich, viele Schnüre. Als die Leute am Morgen dem Könige sagten, daß sie entflohen wären, schickte er seinen Hauptmann mit Soldaten aus, die beiden zu fangen. Als diese aber nach Pheda ans Meer kamen, waren sie schon fort bis Phla (Groß-Popo), und als die Soldaten nach Phla kamen, waren die beiden schon in Anecho (Klein-Popo), und als sie dorthin kamen, waren die beiden schon in Agbedraso (Porto Seguro), und als die Soldaten nach Agbedraso kamen, waren sie schon in Keta, und als sie nach Keta kamen, waren der Jüngling und die Jungfrau schon am Volta. Da standen sie an dem großen Fluß und baten einen Mann, der ein Boot hatte, daß er sie übersetzen möchte. Der aber wollte lange nicht, und sie mußten ihm viel Geld versprechen. Endlich fuhr er sie über. Als sie aber mitten auf dem großen Wasser waren, siehe, da erschienen des Königs Soldaten am Ufer. Und als sie die Fliehenden sahen, riefen sie dem Fährmann zu, daß er sie zurückbringen sollte. Der fürchtete sich und wollte umkehren, aber das Mädchen versprach ihm, daß er viele Perlen bekommen sollte. Da fuhr er sie vollends über. Und die Soldaten

schossen nach ihnen, es war aber zu weit. Am andern Ufer gaben sie dem Jährmann viele Perlen, der Hauptmann des Königs aber zog mit seinen Soldaten ab.

Als der Jüngling mit dem Weibe weiterzog, kamen sie nach Uda an eine Stelle, wo ein Mann lag, der von einer Schlange gebissen war und sterben wollte. Und seine Tochter, eine schöne Jungfrau, fragte den Fremden, ob er das Mittel holen wolle, den Vater wieder lebendig zu machen. Und ihr Oheim, der auch da war, drohte dem fremden Dahomemann, daß er ihn töten würde, wenn sein Bruder stürbe; wenn er ihn aber gesund machte, sollte er das Mädchen zum Weibe bekommen. Und da das Udamädchen das Mittel kannte, sagte sie es ihm leise, und er pflückte das Kraut im Busche, und der Mann wurde gesund. Da zog der Jüngling mit seinen beiden Weibern nach Ga (Utra).

Es waren aber viele Menschen auf dem Markte, und sie ergriffen ihn und sagten, daß der alte König getötet werden solle, und er selbst solle ihr neuer König werden, wenn er raten könne, was für ein Stier, ein weißer oder ein schwarzer, in ein gewisses Haus gesteckt worden sei. Wenn er aber falsch riete, würden sie ihn töten. Da kam des alten Königs junge Tochter und flüsterte dem fremden Jüngling ins Ohr, sie wollte aufpassen, welche Farbe der Stier hätte, und wenn sie ihn an das Haus führten, so würde sie dahinter stehen, ihm gegenüber; und wenn sie einen weißen Strich auf der Stirn hätte, dann sollte er sagen, ein weißer Stier, und wenn sie einen schwarzen Strich hätte, so wäre der Stier schwarz. Also that sie. Als der Jüngling nun an das Haus trat, stand des alten Königs Tochter ihm gegenüber, und ein weißer Strich war an ihrer Stirn. »Ein weißer Stier ist in dem Hause,« rief er, und die Priester und alles Volk jubelten, daß er ihr neuer König wäre. Da töteten sie den alten König, und seine kluge Tochter ward des jungen Königs dritte Gemahlin.

Welches von den drei Mädchen hat nun dem Jüngling das beste gethan? Da sagte einer der Zuhörer: »Die dritte, denn sie hat ihn zum König gemacht.« Ein andrer sagte: »Die zweite, denn er wäre gar nicht nach Ga gekommen und nicht König geworden, wenn sie nicht die Mittel gekannt hätte, und seine Flucht hätte nichts genützt, denn der Udamann hätte ihn doch getötet.« Da sagte ein dritter: »Nein, die erste hat ihm das beste gethan. Denn wenn sie ihm nicht geholfen hätte, wäre er nicht nach Uda gekommen, hätte den Mann nicht geheilt und wäre auch nicht König von Ga geworden.«

Mit dieser letzten Betrachtung schließt die Geschichte, die wirklich klingt wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Aber niemandem wird der Anklang an das griechische Ariadnemärchen entgehen: der im Hause eingeschlossene Stier, die kluge Königstochter. Und wie die griechische Geschichte vom Minotaurus ein Nachklang des ägyptischen Apiskultus ist, so

deutet auch dieses Märchen der Epheneger auf einen alten Stierkultus. Ob eine doppelte Entwicklung dieses Kultus bei den Agyptern und den Negern vor sich gegangen ist, oder ob dieser Kultus seinen Weg durch den Sudan genommen hat, wer möchte das entscheiden, wo die Nachklänge fast ganz verwischt sind? Für die Wanderung durch den Sudan spricht allerdings der Umstand, daß andre Kulturinflüsse sicherlich von Agypten aus ihren Weg genommen haben, wie schon hervorgehoben wurde.

Litteratur im eigentlichen Sinne giebt es bei den Ephenegern nicht, denn sie besitzen keine Niederschriften ihrer Geisteserzeugnisse. Wohl aber leben im Munde des Volkes, außer zahllosen Geschichten, wie der eben nacherzählten, und Tierfabeln auch unzählige kleine sangbare, lyrische Ergüsse, die fast durchweg von der denkbar größten Kürze sind. Der Inhalt ist bald das Lob eines Häuptlings oder eines andern Mannes, bald das Lob der Fruchtbarkeit des Landes oder des guten Wetters. Bis zu der einfachsten Form: „Unser Herr ist ein guter Mann“ steigen diese Erzeugnisse herab, die aber wirkliche Lyrik sind, da sie nur gesungen werden. Im Dahomestamm haben sich die einfachen Loblieder der Helden zu kurzen Schilderungen ihrer Thaten erweitert, sodaß hier Anfänge von Balladendichtung vorliegen.

Der Negergesang ist schön, wenn man sich in seine Eigentümlichkeit hineingefunden hat. Die Melodien dieser durchweg als Recitativ komponirten Gefänge, in denen ein Hauptfänger auftritt, den der Chor nur im Refrain unterstützt, sind einfach und den hochschottischen Liedern ähnlich. Die Lieder halten sich gewöhnlich in Moll und in den Intervallen Grundton, kleine Terz, Quinte, alle in Ober- und Unteroktave; dazu kommen sehr reichliche Verzierungen und nach dem schnellsten Tempo plötzlich eine langgezogene Fermate, in die der Chor mit dem ganz einfach gehaltenen Refrain einfällt, der oft nichts als Grundton, Sekunde und Unter-Septime in langsamem Andante ist. Das Thema arbeiten diese Gefänge in reichster Weise durch; wenn auch weit entfernt von dem Rhythmen- und dem Melodienreichtum unsrer Musik, schwingen sie sich doch zu kühnem und ergreifendem dramatischem Pathos auf. Als ich nach meiner ersten afrikanischen Reise, 1887, in meinem Buche „Das deutsche Togogebiet“ auch über die Musik der Neger ein Wort sagte, hatte ich noch nicht unter und mit dem Volke gelebt, wie jetzt; damals waren mir noch keine Gefänge aufgestoßen, die zu dem Hauptthema ein Seitenthema stellen. Sänger von größerer Kunstfertigkeit tragen aber auch solche Lieder thatsächlich vor, und selbst Übergänge von dem vorwiegenden Moll nach Dur werden in äußerst kühner Weise gemacht; nicht nur das Seitenthema wird dann in der andern Tonart durchgearbeitet, sondern plötzlich taucht das Hauptthema in Dur-Variationen auf.

Die vortragenden Solofänger haben ihre Kenntniss aus der Volksüberlieferung. Wer tieferes Musikverständnis hat, lernt es ihnen ab und singt

allmählich selbst, erst einfachere, dann schwerere Stücke als Solist. Die weniger begabten bleiben im Chor, der aber auch, da er nicht selten zweistimmig wird, eine gewisse Fertigkeit erfordert. Die zweite Stimme folgt dabei durchweg unsern Harmoniegesetzen. Ich habe unter den Volksängern Tenorstimmen von hoher Anmut und Kraft gehört; das Volk schart sich an mondhellten Abenden zu Hunderten um sie, um als Chor ihren Gesang zu begleiten.

Wenn sich der weniger musikalische Neger eins singt, so kann man allerdings nicht auf Genüsse rechnen. Sie haben die widerwärtige Gewohnheit zu fisteln, statt ihre männliche Stimme zu gebrauchen, und von Melodie ist keine Spur. Zu beklagen ist, daß da, wo europäische Kultur diese Leute berührt, also namentlich an der Küste, der Naturgesang verschwindet: die naive Sangeslust geht dort schon jetzt zu Grunde.

Der Gesang ist die schönste Äußerung des Kunstsinnes der Epheleute, durch ihn kann sich der Europäer, wenn er fähig ist, sich in ihre eigentümlichen Melodien zu versenken, als Mensch eng mit seinen schwarzen Brüdern verbunden fühlen. Hier ist echte Kunst, hier das echteste Merkmal der Menschlichkeit.

Schrift besitzt das Ephevolk nicht, wohl aber findet man hie und da im Lande Angehörige eines andern Negervolkes, das eine nationale Schrift entwickelt hat. Waileute, dem großen Volk der Mandé angehörig, also mit den mohammedanischen Mandingos eines Stammes, kommen als Arbeiter gern in andre westafrikanische Gebiete, und ihre Zahl ist auch in Togo nicht klein, wo sie als Faktorei- und Plantagenarbeiter, ja sogar in der deutschen Schutztruppe als Soldaten dienen. Die Wai sind Heiden, ihre Heimat aber ist das zum Teil christliche Liberia. Einer ihrer christlich gewordenen Volksgenossen, der in London erzogen wurde, erfand in den dreißiger Jahren die Waischrift, die völlig unabhängig von allen andern Schriften ist: eine Silbenschrift mit 147 Zeichen, von denen aber jedes für mehrere ähnlich klingende Silben verwendet wird. Es gehört also eine vollständige Kenntniss der Sprache dazu, die Schrift richtig lesen zu können.

Wenn man die geistige Stufe von Naturvölkern beurteilen will, so sind Religion und Recht von hervorragender Wichtigkeit. Auf die Rechtsgrundsätze der Ephe näher einzugehen, würde hier zu weit führen; ich verweise in dieser Beziehung auf eine zusammenhängende Darstellung: „Das Volksrecht der Ephe,“ die ich in der Zeitschrift für vergleichende Rechtskunde gegeben habe. Die religiösen Vorstellungen haben sich bei den Epheleuten zu einem ziemlich klaren System gestaltet, das ein Beweis für die Höhe ihrer geistigen Begriffe ist. Sie beten keine Fetischklöße an, was wohl überhaupt kein Mensch thut. In dem Vorhandensein von Götterbildern und heiligen Sinnbildern und in deren Verehrung liegt ebenso wenig roher Fetischismus, wie in der Bilder- und Reliquienverehrung der Christen und in den Götterbildern der

Griechen. Gott, Mawu, ist einer; er allein hat die Welt gebaut, tief unter ihm stehen die kleinen Götter, die des Gewitters und andre, auch die bösen und der Satan, Abosan genannt. Aber Gott ist zu hoch, sich um alle Kleinigkeiten in der Welt zu kümmern, deshalb treiben die kleinen Götter, gute wie böse, ihr Wesen, die einen plagen den Menschen, die andern helfen ihm. Nun ist der Neger ein nüchternen Rechner. Er sagt sich: Wenn mich die bösen Götter mit Krankheit, Viehseuche, Mißwachs, Dürre und dergleichen plagen, so bringe ich ihnen ein Geschenk, um sie in gute Stimmung zu versetzen. Er opfert also gerade den bösen Göttern und dem Teufel, denn Gott ist ja so gut, daß er doch niemand etwas zu Leide thut. Dieser Standpunkt ist nun gelegentlich falsch aufgefaßt, der Satz aus ihm abgeleitet worden, daß der Neger keine Vorstellung von einem gütigen Gotte habe, sondern dem Teufel diene. Er bringt aber sehr wohl auch Dankopfer, besonders das große Erntedankopfer, das, wie bei den Semiten, in den Monat September fällt. Da werden die Erstlinge des jungen Jams, der Lieblingspeise des Negers, Mawu zum Opfer gebracht, ein freundliches Fest fröhlicher Ackerbauer. Was die Seelenlehre betrifft, so glaubt das Ephemvolk an die Unsterblichkeit. Von Gott geht die Seele aus, zu Mawu kehrt sie dereinst im Tode zurück, um von ihm, dem Allmächtigen, später wieder einmal in einen irdischen Leib gesandt zu werden. Das ist der Anfang zu einem Glauben an Seelenwanderung, aber klar ist dieser Glaube nicht durchgebildet, denn es herrscht keineswegs die Auffassung, daß die Seele von Gott wieder fort müsse. Wenn der Neger außer an Gott und an untere Götter auch an Gespenster (noli) glaubt, so unterscheidet er sich darin nicht von vielen seiner Brüder mit weißer Haut, denn das Maß der Gespensterfurcht ist auch bei den Negern sehr verschieden, es geht bis zu völliger Skepsis.

Auf die Moral hat das Religionsystem dieser Neger kaum merklichen Einfluß; denn der Gedanke einer Belohnung des Guten und einer Bestrafung des Bösen nach dem Tode fehlt ganz und gar, aber auch der einer Belohnung und Bestrafung in diesem Leben. Die Seele ist dem Neger ein bloß mechanischer Begriff, eine Erscheinungsform der Natur ebenso wie der Körper, aber kein moralischer Begriff. Deshalb betrachtet er gesetzliche Strafen auch nie als Sühne der beleidigten Moral, wie selbst Mörder oft bei uns, sondern nur als eine nützliche Einrichtung, um abzuschrecken.

Während bei vielen auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern die Priester als Träger höherer Bildung zu betrachten sind, ist dies bei den Ephenegern nicht der Fall. Wohl haben sich die Priester mancherlei besondere Kenntnisse zu erwerben, worin sie jahrelang in Priester Schulen unterwiesen werden; besonders müssen sie sich auch mit der Geheimsprache der Priester vertraut machen. Aber von einer höhern Bildung läßt sich bei ihnen nicht reden, und ihr Einfluß auf das Volk ist gering. Es gelingt ihnen wohl gelegentlich

einmal die Leute durch ihren Zauber in Furcht und Schrecken zu setzen, aber überwiegend geht das Volk seine eignen Wege, und viele lachen sogar über die Priester, da sich ihre Lehre von der einfachen Naturreligion des Volkes absondert. Dann und wann sucht man wohl bei ihnen Hilfe, besonders wenn sich um Diebstahl oder andre Verbrechen handelt. Dann glaubt man an die Fähigkeit der Wahrsager, den Übelthäter ermitteln zu können; aber man glaubt es, weil man es wünscht, und lacht sie hinterher doch aus. Dasselbe gilt von dem Geisterbeschwörer, der die Geister Verstorbener zitirt und sprechen läßt. Da wird den Leuten am Abend wohl gruselig, aber am Morgen quieken sie lustig dem Seelenrufer die Worte nach, die er, um die Geisterstimme zu markiren, am Abend gesagt hat.

Dieses Volk ist zweifellos begabt und kulturfähig in dem Maße, wie es seine geistige Anlage und seine Rassenmoral gestatten. Auf Entwicklung von Gemüt wird man nicht viel zu rechnen haben, aber das Bedürfnis nach formaler Bildung ist sehr groß. Deshalb hat die Norddeutsche Mission, die unter dem Anlostamm vor bald vierzig Jahren schon die Missionsarbeit begonnen hat, keine besondern Erfolge erzielt, während doch das Verlangen nach Schulbildung groß ist. Diesem Verlangen kommt die Reichsregierung jetzt nach, demnächst wird in Anecho (das amtlicherseits ebenso geschmackloserwie unberechtigterweise noch immer Kleinpopo genannt wird) die erste deutsche Schule eröffnet werden, zu der ein reicher Schwarzer, Almeida mit Namen, tausend Mark beige-steuert hat. Daß trotz der geringen Gelegenheit, europäische Bildung zu erwerben, schon längst eine große Zahl von Schwarzen Englisch und Portugiesisch versteht und des Schreibens kundig ist, hat man weniger auf das Dasein der britisch-wesleyanischen Mission, als auf das rege Streben der Schwarzen zurückzuführen; sie ergreifen auch die schwache Gelegenheit zum Lernen begierig.

Zukünftige Jahrhunderte werden vielleicht dieses begabte Volk zu Christen und Kulturmenschen machen — vielleicht auch nicht, wenn es der Islam mit seiner siegreichen Hand erfaßt. Aber das Volksleben, wie es sich jetzt in seiner Natürlichkeit gestaltet hat, entbehrt des Reizes nicht, und verständige Kulturbringer werden nicht an seine Stelle die Begriffe europäischer Kultur setzen wollen, sondern aus seinem eignen Wesen und Reichthum heraus eine dem Volksgeist entsprechende Kultur zu entwickeln suchen, wobei europäische Gefittung und christliche Moral den befruchtenden Samen bilden müssen.

